



BIANCA IOSIVONI ist eine der beliebtesten und erfolgreichsten New-Adult-Autorinnen Deutschlands. Seit Jahren macht sie ihre Leser*innen mit ihren Romance-, Fantasy- und Romantic-Thrill-Geschichten süchtig und sorgt für ausverkaufte Lesungen und endlose Signierschlangen. Bücher wie *Sorry. Ich habe es nur für dich getan* oder die *Canadian-Dreams*-Trilogie landeten auf Anhieb auf Platz 1 der SPIEGEL-Bestsellerliste. Mit der Neuauflage ihrer allerersten Romantic-Suspense-Reihe beweist Bianca Iosivoni, dass sie schon immer ein besonderes Gespür für unwiderstehliche Spannung hatte.

Außerdem von Bianca Iosivoni lieferbar:

SORRY. Ich habe es nur für dich getan

Die *Canadian-Dreams*-Reihe:

Golden Bay. How it feels

Golden Bay. How it hurts

Golden Bay. How it ends

bad vibes. Deine Geheimnisse sterben nie

Die *Silver-Lights*-Reihe:

Silver Lights. The more I hate you

Silver Lights. The more I love you

Die *HUNTERS*-Reihe:

Forgetting You

Trusting You

Losing You

www.penguin-verlag.de

BIANCA IOSIVONI

FORGETTING YOU

Hunters

Band 1

ROMAN

Überarbeitete Neuauflage

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Dieses Werk erschien erstmals 2014
unter dem Titel *HUNTERS – Special Unit: Vergessen*
Copyright © 2026 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktivsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Dieses Werk wurde vermittelt
durch die Langenbuch & Weiß Literaturagentur.
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2026
ISBN 978-3-328-11445-1
www.penguin-verlag.de

Liebe Leser*innen,

dieses Buch enthält potenziell belastende Inhalte.
Deshalb findet sich auf S. 384 eine Content Note.
Achtung: Diese enthält Spoiler für die gesamte Handlung.
Wir wünschen allen das bestmögliche Leseerlebnis.

Bianca Iosivoni und der Penguin Verlag

1. Kapitel

Ich rannte. Nicht nur um mein Leben, sondern auch um meine Seele. Oder das, was davon übriggeblieben war.

Äste schlugen mir entgegen und verfangen sich in meinen Haaren. Mein Brustkorb brannte mit jedem Atemzug, aber meine Füße trugen mich weiter. Immer weiter über unebenen Waldboden und Wurzelwerk, vorbei an Dornensträuchern, die wie geisterhafte Klauen nach mir griffen und meine nackten Oberarme zerkratzten.

Es gab nur eine einzige Sache, derer ich mir absolut sicher war: Ich durfte nicht stehen bleiben. Denn wenn ich anhielt, würde ich sterben. Also sprintete ich weiter, stolperte, fiel, zog mich wieder auf die Beine.

Weiter. Immer weiter.

Hämmernde Schritte erklangen hinter mir und vermischten sich mit dem Rauschen in meinen Ohren. Mein Atem ging rasselnd. Das Stechen in meiner Seite wurde von Sekunde zu Sekunde schlimmer.

Stimmen wurden laut. Männer und Frauen, die Befehle brüllten und ihren Standort durchgaben. Sie kamen aus allen Richtungen. Versuchten mich einzukreisen.

Keuchend blieb ich neben einer Baumgruppe stehen und versuchte, mich zu orientieren. Praktisch unmöglich

in der Finsternis, die mich umgab. Verzweiflung brodelte in mir hoch und ich presste ich mir die Finger gegen die Lippen, um meine Panik zu unterdrücken.

Sie würden mich finden.

Sie würden mich finden – und ich würde die Nacht nicht überleben. Alles andere mochte aus meinem Gedächtnis ausgelöscht sein, aber diese eine Sache hatte sich hineingebrannt: Wenn diese Leute mich schnappten, war ich tot.

Oder mich erwartete ein noch schlimmeres Schicksal als der Tod ...

Ich zuckte zusammen, als ich ein Rascheln in der Nähe hörte, und wirbelte herum. Ein Lichtkegel zuckte durch die Dunkelheit, suchte den Boden und die nähere Umgebung ab.

Unvermittelt drückte ich mich gegen einen Baumstamm und versuchte, mit der rauen Rinde zu verschmelzen. Ein Blick nach oben und ... Shit! Ich konnte unmöglich schnell genug da hinaufklettern. Außerdem wäre ich dort oben gefangen. Ein leichtes Ziel, wenn sie mich entdeckten.

Die Mondsichel stand hoch am Himmel und schimmerte zwischen den Baumkronen hindurch. Ein paar Sterne leuchteten in der Ferne, zu klein und einsam, um mir die Richtung zu weisen.

Die Schritte wurden lauter.

Hektisch sah ich mich um. Zwar hatten sich meine Augen inzwischen an die Finsternis gewöhnt, doch ich entdeckte nichts, das mir weiterhelfen konnte. Kein Stein, nicht einmal ein herumliegender Ast, der groß genug wäre, um ihn als Waffe zu benutzen.

Unvermittelt trat eine große vermummte Gestalt hinter einem Baum keine zwei Meter von mir entfernt hervor. Eine Pistole in der einen Hand, die Taschenlampe in der anderen. Der Lichtkegel streifte über den Waldboden.

O Gott...

Instinktiv presste ich mich fester gegen den Baumstamm in meinem Rücken. Wenn ich mich ganz still verhielt, würde mich mein Verfolger vielleicht nicht bemerken. Mit etwas Glück würde er einfach an mir vorbeigehen. Oder aber er drehte den Kopf nur ein winziges Stück nach links und erkannte, dass sein Ziel in greifbarer Nähe war.

Als der Mann direkt neben mir stehen blieb, hielt ich die Luft an. Sein schweres Schnaufen war viel zu nahe. Eine falsche Bewegung – und es war vorbei.

Mein Herz explodierte förmlich hinter meinen Rippen. Das Haar klebte mir feucht an den Schläfen und im Nacken. Schmerz brannte in meiner Brust, je länger ich die Luft anhielt, um ja keinen Laut von mir zu geben. Panisch schloss ich die Augen und begann innerlich zu zählen ...

Eins.

Zwei.

Irgendetwas krabbelte über meinen Hals.

Drei.

Vier.

Ein Windhauch trug den beißenden Geruch von Schweiß und süßlichem Aftershave in meine Nase. Schweißtropfen rannen mir über den Rücken.

Fünf.

Sechs.

Sieben.

Ein Rascheln drang an mein Ohr. Eine weitere Person näherte sich.

Ich riss die Augen auf.

Mir blieb keine Wahl. Ich musste handeln.

Bevor ich darüber nachdenken konnte, stieß ich mich vom Baumstamm ab und stellte mich meinem Gegner. Mit einem gezielten Tritt gegen die Kniekehlen brachte ich den Mann zum Straucheln. Den Rest erledigten meine Hände schneller, als mein Verstand folgen konnte. Drei Sekunden später stand ich breitbeinig über dem bewusstlosen Mann, die Pistole sicher in den Händen, und stieß endlich die angehaltene Luft aus.

Was zur Hölle ...?

Schmerz explodierte in meiner Brust und breitete sich zusammen mit dem absurden Gefühl von Erleichterung in meinem Körper aus. Erleichterung darüber, dass mein Verfolger reglos im trockenen Gras lag. Erleichterung darüber, wieder atmen zu können, obwohl mir die Panik noch immer die Kehle zuschnürte.

Was war da gerade geschehen? Wie hatte ich das gemacht? Wie hatte ich –

Ein erneutes Rascheln brachte meine Gedanken zu einem abrupten Halt. Die anderen ... sie waren noch immer dort draußen.

Ich musste sofort weiter.

Zittrig setzte ich mich in Bewegung, die Pistole fest umklammert. Meine Beine protestierten, aber ich ignorierte es. Mit jedem Meter wurden meine Schritte schneller, immer schneller, bis ich jede Vorsicht außer Acht ließ und

durch den Wald sprintete. Gejagt von den Männern ohne Gesicht. Gejagt von einer Vergangenheit, an die ich mich nicht erinnern konnte.

Keuchend hastete ich einen Hügel hinauf, strauchelte und kämpfte mich weiter. Ich wusste nicht, wie lange ich schon gerannt war, geschweige denn, wo ich mich befand. Hier draußen schien es nur endlosen Wald zu geben. Irgendwo mussten andere Menschen sein. Eine Stadt. Eine Straße. Ein Haus mit Menschen, die mir helfen, die mir Schutz bieten konnten.

Die Stimmen hinter mir wurden lauter. Irgendjemand musste mich gehört haben. Am höchsten Punkt des Hügels lehnte ich mich erschöpft gegen einen Baumstamm. Vor mir sah ich nur noch mehr Hügel und am Horizont eine dunkle Masse, die sich seltsam im Mondlicht zu bewegen schien. Das Meer?

Etwas Helles blitzte zwischen den Erhebungen auf, und aus der Ferne drangen Motorengeräusche herüber. Zwei Scheinwerfer flammten in der Dunkelheit auf. Das Auto folgte einer gewundenen Landstraße. Das war meine Rettung. Wenn ich die Straße erreichte, war ich in Sicherheit.

Verzweifelt klammerte ich mich an diesen Gedanken, klammerte mich an diese Hoffnung, weil es das Einzige war, das mir noch blieb. Aufgeben kam nicht infrage.

Ich holt tief Luft, mobilisierte meine letzten Kraftreserven und begann mit dem Abstieg. Inzwischen hatte ich kaum noch Gefühl in den Beinen, was kein gutes Zeichen sein konnte, doch die Stimmen und Schritte hinter mir wurden leiser.

Hatte ich es geschafft? Hatte ich meine Verfolger tatsächlich abgeschüttelt?

Als sich die Bäume lichteten und die schmale Landstraße dahinter sichtbar wurde, hätte ich vor Erleichterung beinahe geweint. Aber es waren Schweißtropfen und keine Tränen, die in meinen Augen brannten.

Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich das letzte Mal geweint hatte. Ich konnte mich an überhaupt nichts mehr erinnern, nicht mal an ...

Eine Bewegung. Rechts von mir.

Hätte ich einen Moment innegehalten, hätte ich die Gestalt früher wahrgenommen, die sich am Rande des Waldes postiert hatte.

Eine Sekunde später riss mich ein massiger Körper mit sich zu Boden. Äste und Gestrüpp bohrten sich in meinen Rücken. Ich wollte schreien und um mich treten, brachte aber nur ein Krächzen und schwache Schläge zustande.

Der Mann packte mich am Shirt und riss mich grob auf die Knie. Bevor ich die Pistole nutzen konnte, die ich dem anderen Typen abgenommen hatte, landete seine Faust in meinem Gesicht.

Mein Kopf flog zur Seite. Schmerz bohrte sich so tief in mich hinein, dass ich einen unmenschlichen Laut von mir gab. Blut füllte meinen Mund und Übelkeit machte sich in mir breit. Ich spuckte aus und tastete blindlings nach der Pistole auf dem Boden.

Der Angreifer griff in mein Haar, zog mich erneut hoch und zwang mich dazu, ihm in das Gesicht zu starren, das über meinem schwebte.

Harte Züge, hellblondes Haar und kalte graue Augen. Die Andeutung eines kalten Lächelns in den Mundwinkeln.

Nackte Panik brach in mir aus. Ich dachte nicht mehr nach. Meine Instinkte übernahmen die Kontrolle.

In einem letzten verzweifelten Aufbegehren warf ich mich nach vorne und rollte mit dem Mann über den Waldboden. Eine Faust krachte in meine Rippen, aber ich ließ nicht von ihm ab, sondern schlug zurück. Wieder und wieder, bis ...

Mit einer schnellen Bewegung begrub er mich unter sich und legte die Finger um meinen Hals. Ich bekam keine Luft mehr. Schwarze Punkte tauchten vor meinen Augen auf. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Hektisch tastete ich durch das Laub, bis ich etwas Hartes, Kantiges fand. Meine Finger schlossen sich darum und schlugen zu. Einmal. Zweimal. Dreimal, bis der Mann bewusstlos auf mir zusammenbrach. Blut sickerte aus der Wunde an seiner Schläfe und tropfte auf mein Oberteil.

Mit einer Kraft, von der ich nicht einmal wusste, woher ich sie nahm, schob ich den leblosen Körper ächzend von mir herunter und kämpfte mich hoch.

O Gott, war er etwa ...? Hatte ich ihn getötet?

Mir wurde eiskalt, obwohl mein Körper vor Hitze glühte. Der metallene Geschmack in meinem Mund löste eine weitere Welle der Übelkeit in mir aus. Entsetzt ließ ich den blutigen Stein fallen – und rannte los. Vorbei an Sträuchern und über unebenen Boden stolperte ich auf die Landstraße.

Bremsen quietschten. Ein lautes Hupen dröhnte durch

die Nacht. Der rostrote Pick-up kam schlitternd zum Stehen und wirbelte Staub auf.

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, rannte ich auf die Fahrerseite.

»Bitte«, rief ich atemlos und hielt mich nur noch mit bloßer Willenskraft aufrecht. »Sie müssen mir helfen!«

2. Kapitel

Das Seitenfenster öffnete sich langsam. Der Fahrer musste um die fünfzig sein, trug ein Flanellhemd und einen Vollbart. Im Gegensatz zu den Augen meines möglicherweise toten Verfolgers waren seine nicht kalt. Nachdem der Schock aus seiner Miene gewichen war, trat Besorgnis an seine Stelle.

»Heilige Scheiße!«, fluchte er und musterte mich schnell von oben bis unten. »Alles in Ordnung? Sind Sie verletzt?«

Seine Fragen klangen so grotesk in meinen Ohren, dass ich beinahe schrill aufgelacht hätte, den Impuls jedoch rechtzeitig unterdrückte.

»Ich bin ...«, begann ich, doch die Leere in meinem Kopf ließ mich innehalten. »Jemand ist hinter mir her.«

Als ob meine Verfolger die Worte gehört hätten, bemerkte ich eine Bewegung auf der anderen Straßenseite. Ohne den Blick von der dunkel gekleideten Gestalt abzuwenden, die dort aufgetaucht war, sprach ich hastig weiter.

»Können Sie mich ein Stück mitnehmen? Bitte!«

Ein zwei Sekunden lang passierte gar nichts und ich rechnete bereits mit dem Schlimmsten. Dann hörte ich das Klicken der Türentriegelung.

Ohne zu zögern, rannte ich um den Pick-up herum, riss die Tür auf und kletterte auf den Sitz. Der Fahrer trat sofort aufs Gaspedal.

Im Seitenspiegel bemerkte ich den bewaffneten Mann, der an den Straßenrand trat und uns nachschaute.

Eine Gänsehaut breitete sich auf meinen Armen aus.

Ich war entkommen – doch diesmal wollte sich die Erleichterung nicht einstellen. Jemand, der so viel Mühe darauf verwendet hatte, mich durch diesen Wald zu jagen, würde nicht so leicht aufgeben. Vor allem nicht, wenn demjenigen Waffen und ein ganzer Suchtrupp zur Verfügung standen. Ich war noch immer auf der Flucht – doch mein fremder Retter ermöglichte mir wenigstens einen winzigen Vorsprung.

Im Inneren des Wagens roch es nach Aftershave, Salz und Essig. Schnell hatte ich die Ursache für Letzteres gefunden: Zwischen uns lag eine geöffnete Tüte Salt & Vinegar Chips.

»Hungrig?«, fragte der Mann neben mir mit einem lateinamerikanischen Akzent, den ich zuvor nicht wahrgenommen hatte.

Ich schüttelte den Kopf. Statt Hunger löste der Geruch eher Übelkeit in mir aus.

»Ich bin Travis Mendez.« Er warf einen kurzen Blick in meine Richtung. »Wie heißen Sie?«

Ich starrte auf die Packung mit den bunten Jelly Beans neben den Chips und ein Name formte sich in meinem Kopf. »Jennifer«, erwiderte ich und sah auf. »Jennifer Bell.«

Die Selbstverständlichkeit, mit der ich diesen Mann an-

log und ihm dabei auch noch ins Gesicht sah, war erschreckend. Allerdings nicht genug, um meine Lüge zurückzunehmen.

»Freut mich, Jennifer.« Travis hielt mir seine Hand hin, die ich zögernd ergriff und schüttelte. Im Gegensatz zu seinen großen Händen waren meine eigenen schmal, mit langen Fingern und aufgerissenen Nagelbetten. Meine Knöchel waren wund und die Haut zerkratzt – eine Folge meiner Flucht durch den Wald und des erbitterten Kampfes. Außerdem ...

O Gott, waren das etwa Blutspritzer an meiner rechten Hand?

Abrupt riss ich sie zurück und versteckte sie mit hämmerndem Herzen unter meinem Oberschenkel.

Travis räusperte sich. So wie er auf dem Sitz hin und her rutschte, schien er sich in seiner Rolle als Fluchthelfer nicht sonderlich wohlzufühlen.

»Bist du vor deinem Ex davongelaufen, Jennifer?«, fragte er plötzlich.

Überrascht drehte ich den Kopf in seine Richtung. War das seine logische Schlussfolgerung? Eine Frau, verletzt und mit Blutspuren, die mitten in der Nacht auf die Straße rannte und um Hilfe bat.

Natürlich. Was sollte auch sonst dahinterstecken?

Ich ertappte mich dabei, wie ich nickte, als hätte er mit seiner Vermutung ins Schwarze getroffen. Wenn er glaubte, mein gewalttätiger Ex-Freund sei hinter mir her, würde er mit etwas Glück keine weiteren Fragen stellen.

»Fuck.« Seine Finger umklammerten das Lenkrad fester, sein Blick war geradeaus auf die unbefestigte Straße

vor uns gerichtet. »Soll ich dich zur Polizei bringen? Oder hast du Verwandte in der Stadt? Freunde? Jemand, bei dem du für 'ne Weile unterkommen kannst?«

Ich öffnete den Mund, aber kein Ton kam hervor.

In meinem Kopf herrschte eine Dunkelheit und Leere, die alarmierender waren, als alles andere.

Ich wusste nicht, wer mich durch den Wald gejagt hatte – oder warum.

Ich wusste nicht, wie ich es geschafft hatte, mich zu befreien, die Männer zu überwältigen, einen von ihnen möglicherweise sogar zu töten.

Ich wusste ja nicht mal mehr meinen eigenen Namen.

Tränen sammelten sich in meinen Augen und ich blinzelte sie hastig weg. Jetzt war nicht die Zeit, um Schwäche zu zeigen. Ich musste durchhalten. Ich musste ... wohin eigentlich?

Ich biss mir auf die Unterlippe, um die Angst zu unterdrücken, die in mir tobte, und schmeckte Blut. Angewidert verzog ich das Gesicht.

Das Adrenalin musste langsam nachlassen, denn das schmerzhaft Pochen in meinen Rippen, die Bekanntschaft mit der Faust meines Verfolgers gemacht hatten, wurde mit jeder Sekunde stärker.

»Jennifer?« Travis warf mir einen besorgten Seitenblick zu. »Wohin soll ich dich bringen?«

»Zur nächsten Polizeistation.«

Ich musste ihnen sagen, dass ich verfolgt worden war, obwohl ich keinen der Männer kannte. Obwohl ich nicht wusste, warum sie hinter mir her waren. Würden sie mir überhaupt glauben, wenn ich mich an nichts er-

innern konnte? Doch das war immer noch besser als der Ort, von dem ich heute Nacht entkommen war. Mein Gehirn mochte all meine Erinnerungen in Dunkelheit gehüllt haben, doch das dumpfe Gefühl in meinem Inneren versprach mir die Hölle auf Erden, sollte ich je wieder dorthin zurückkehren.

Travis nickte nur und stellte keine weiteren Fragen.

Die Klimaanlage lief auf Hochtouren und nach einer Weile begann ich zu frieren, obwohl meine Haut geradezu fiebrig brannte und die Kleidung noch immer an meinem Körper klebte. Ich traute mich nicht, die Sonnenblende herunterzuklappen und einen Blick in den Spiegel zu werfen aus Angst vor dem, was ich dort sehen würde. Also blieb ich still und unbeweglich sitzen, die Finger fest im Schoß verschränkt, die geschundene Unterlippe zwischen den Zähnen eingeklemmt, und starrte in die Nacht hinaus.

Im Zickzack verlief die Straße durch die Landschaft. Auf der rechten Seite ragten Hügel mit trockenen Bäumen und Sträuchern in den Nachthimmel hinauf, während das Meer auf der linken im Mondlicht funkelte. Nach einer weiteren Kurve erkannte ich die beleuchteten orangefarbenen Pfeiler einer Hängebrücke in der Ferne.

Die Golden Gate Bridge.

Ich war in San Francisco.

Aber bedeutete das auch, dass ich in Sicherheit war?

3. Kapitel

Jennifer

Die Stadtlichter glitzerten auf der anderen Seite der Brücke. Mir blieben nur noch wenige Minuten, mir zu überlegen, was ich tun sollte. Wir folgten der Route 101 entlang der Küste, bis Travis in Richtung Central North abbog. Mit jeder Meile, die wir hinter uns ließen, hämmerte mein Puls schneller.

Was sollte ich der Polizei erzählen? Im Grunde konnte ich ihnen überhaupt nichts sagen. Nicht wer ich war oder was ich mit diesen Leuten zu schaffen hatte, wer sie waren oder warum sie mich verfolgt hatten. Womöglich hielt mich die Polizei für eine Kriminelle auf der Flucht? Oder für jemand Gefährliches, der dringend ärztliche Hilfe brauchte? Würden sie mich dabehalten, wenn sie meine Geschichte erfuhren? Würden sie mir glauben – oder mich einsperren?

»Jennifer?«

Im ersten Moment reagierte ich nicht auf den fremden Namen. Erst als der Pick-up am Straßenrand hielt, kam wieder Leben in mich. Langsam hob ich den Kopf

und betrachtete das einstöckige Gebäude, neben dem wir angehalten hatten. Die blauen und grauen Fliesen entlang der Außenwände halfen nicht dabei, den trübseligen Eindruck zu mildern. Genauso wenig der Name, der in großen Lettern neben dem Eingang prangte: Northern District Police Station.

Statt Sicherheit zu fühlen, stieg erneut Angst in mir auf, und ich grub die Fingernägel fest in meine Handflächen.

»Alles in Ordnung ...?«, fragte Travis zögerlich. Sein Blick wanderte zwischen dem Gebäude und mir hin und her. »Soll ich dich vielleicht beglei...«

»Nicht nötig«, unterbrach ich ihn schnell und löste den Sicherheitsgurt. »Danke fürs Mitnehmen.«

»Kein Problem«, murmelte er zögerlich.

»Danke noch mal. Und alles Gute.« Ich versuchte mich an einem Lächeln und stieg aus.

Einen Moment lang sah ich dem Wagen nach, wie er um die Ecke bog und in der Dunkelheit verschwand.

Sekundenlang stand ich reglos neben dem Gebäude, während Leute an mir vorbeigingen und mir seltsame Blicke zuwarfen. Erst nach einer Weile drehte ich mich zögernd um.

Von der Spiegelung in den blank geputzten Fliesen starrte mir eine Fremde entgegen. Groß, schlank, mit verschmutztem Gesicht und kastanienbraunen Haaren, die ihr in wirren Wellen über die Schultern fielen. Ihre Statur wirkte sportlich, doch ihre Haut war so blass, als hätte sie in den vergangenen Monaten nicht viel Zeit unter freiem Himmel verbracht. Gehetzte graugrüne Augen. Und über ihrer linken Braue glänzte frisches Blut.

Sollte das wirklich ich sein? Jennifer oder wie auch immer ich heißen mochte? Ich schlang die Arme fester um mich, als könne ich diesem Bild entfliehen, und spürte, wie etwas Hartes zwischen meinen Brüsten in meine Haut stach.

Zögernd sah ich an mir herab und zog die schmale Kugellkette unter meinem Oberteil hervor, bis ein Metallstück am Ende sichtbar wurde. Ein Dog Tag. Darauf standen ein Name, eine Zahlenabfolge und eine Blutgruppenbezeichnung. Ich las die Worte mehrmals, ohne dass sie etwas in mir auslösten.

Jessica K. Neville.

Es könnte genauso gut der Name einer Fremden sein.

In diesem Moment ging die Tür zum Polizeigebäude auf und ein Mann kam heraus. Schnell schob ich die Marke zurück unter mein verschwitztes Top und trat aus dem Lichtkegel der Straßenlampe in den Schatten. Leider nicht schnell genug, denn der Mann wandte sich mir sofort zu.

»Hey, keine Angst.« Er näherte sich mir mit erhobenen Händen und bedächtigen Schritten. Obwohl er nur legere Straßenkleidung trug, blitzte die Polizeimarke an seinem Gürtel auf. »Wollten Sie gerade reingehen? Eine Anzeige aufgeben?« Blaue Augen musterten mich von oben bis unten, als versuchte er einzuschätzen, was mit mir passiert war. »Keine Angst«, wiederholte er mit ruhiger Stimme und deutete auf den Eingang. »Sie haben nichts zu befürchten. Hier sind Sie sicher. Niemand wird Ihnen wehtun.«

Seine Worte erinnerten mich an das unangenehme

Pochen in meiner Rippengegend und die aufgeplatzte Lippe. Die wenigen Erinnerungen, die ich besaß, hatten sich so tief in mein Bewusstsein eingegraben, dass allein das Denken daran schmerzte.

Zögernd machte ich einen Schritt auf ihn zu. Er war Polizist, richtig? Die Polizeimarke bewies es. Wenn es jemanden gab, der mir helfen konnte, dann dieser Mann und sein Team.

Ich ging noch einen Schritt auf ihn zu.

Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Obwohl er die Hand nach mir ausstreckte, berührte er mich nicht und hielt gebührenden Abstand, als er mich zum Eingang begleitete. »Wie ist Ihr Name?«, fragte er, während er mir die Tür aufhielt.

»Jen ... Jessica«, verbesserte ich mich schnell, obwohl sich auch dieser Name falsch anfühlte. Fremd. Wie ein neues Kleidungsstück, das ich mir übergestreift hatte, das aber nicht richtig passte.

»Freut mich, Jessica. Ich bin Inspector Colby. Möchten Sie ein Glas Wasser?« Er deutete auf einen der freien Stühle neben dem Informationsschalter am Haupteingang.

Ich nickte dankbar und setzte mich auf den harten Plastikstuhl.

Die rege Betriebsamkeit auf dem Revier hatte eine beruhigende Wirkung, und das Summen der unterschiedlichen Stimmen begann mich einzulullen. Ein paar der uniformierten Männer und Frauen warfen mir im Vorbeigehen einen kurzen Blick zu, ließen mich jedoch in Ruhe. Seufzend lehnte ich den Kopf gegen die Wand in meinem

Rücken und begann, meine Umgebung genauer in Augenschein zu nehmen. Ein geordnetes Chaos. Mehrere Türen führten vom Warteraum ab, links befanden sich die Anzeigenaufnahme und mehrere Büros. Überall liefen Leute herum, die meisten von ihnen in Uniform, bewaffnet mit Schlagstock und Pistole. Bereit für den Einsatz. Bereit zum Töten.

Woher kam dieser Gedanke auf einmal?

Mit Daumen und Zeigefinger rieb ich mir über die Augenlider. Eine schrille Stimme aus dem Raum, in dem die Anzeigen aufgenommen wurden, ließ mich zusammenzucken. Die Frau schrie weiter, ohne den beruhigenden Worten einer jungen Polizistin Beachtung zu schenken. Ein Mann mittleren Alters wurde in Handschellen abgeführt. Zwei Polizisten eilten an mir vorbei und riefen einem dritten etwas zu, das mich aufhorchen ließ. Offenbar hatte sich nur ein paar Blocks entfernt ein Verkehrsunfall ereignet. Der Fahrer eines roten Pick-ups mit kalifornischem Kennzeichen war von der Fahrbahn abgekommen und in eine Baustelle gerast.

Die drei Männer verschwanden nach draußen und ihre Stimmen verstummten, doch in meinem Kopf hallten sie unaufhörlich nach.

Ein roter Pick-up. Der Fahrer war tot. Travis Mendez.
O Gott ... das konnte kein Zufall sein. Oder?

»Hier.«

Ich zuckte zusammen, als Inspector Colby mir einen Plastikbecher entgegen hielt, dann griff ich danach.
»Danke.« Durstig trank ich das Wasser und verschluckte mich prompt daran.

»Immer mit der Ruhe.« Behutsam klopfte er mir auf den Rücken und setzte sich auf den Stuhl neben mich.

»Wo das herkommt, gibt es noch mehr.«

Ein weiterer Mann trat zu uns. Groß, mit Halbglatze und Schnurrbart, einer ruhigen, aber eindrucksvollen Ausstrahlung und Falten im Gesicht, die von einem aufregenden Leben zeugten. Sein harter Blick schien keine Gnade zu kennen, aber er wurde etwas weicher, als er auf mir landete. »Und wen haben wir hier?«

»Das ist Jessica Neville, Sir«, erklärte Colby dem anderen Mann. Ohne Zweifel sein Vorgesetzter. »Sie stand draußen vor der Station.«

In meinem Inneren zog sich etwas zusammen. Von einer Sekunde auf die andere war mein Körper in Alarmbereitschaft, ohne dass ich wusste, warum.

Der andere Polizist ging vor mir in die Hocke. Im Gegensatz zu Colby trug er eine Uniform mit Abzeichen auf den Schultern, die ihn als Captain auszeichneten.

Moment mal. Woher wusste ich so genau, was die Abzeichen bedeuteten?

Sein Blick hatte mein Gesicht nicht verlassen und schien Dinge zu sehen, die ich selbst nicht wahrnehmen konnte.

»Können Sie uns sagen, was passiert ist?«

Ich öffnete den Mund, aber kein Ton kam über meine trockenen Lippen. Mein Herz raste. Ich sah zu Colby, der mich noch immer musterte wie ein verloren gegangenes Kind, das er am Straßenrand aufgelesen hatte. In seinen Augen lag nichts als Freundlichkeit und leise Besorgnis. Dennoch wusste ich eine Sache mit absoluter Bestimmtheit: Er war ein verdammter Lügner.

Schnell schüttelte ich den Kopf und richtete mein Augenmerk wieder auf seinen Vorgesetzten. »Nein. Es ist alles in Ordnung. Tut mir leid, dass ich Sie bei der Arbeit gestört habe«, würgte ich hervor und erhob mich mit zitterigen Knien. Ich musste hier raus. Sofort.

»Sind Sie sicher?«

»Ja.« Ich schob mich an den Männern vorbei. »Tut mir leid.«

»Miss!«, rief der Polizist mir nach, aber ich ignorierte ihn.

Mit drei großen Schritten war ich bei der Tür und stieß sie auf. Die kühle Nachtluft ließ mich schauern, aber es war die Stimme hinter mir, die mir eine Gänsehaut verursachte.

»Jessica!« Colby war mir bis nach draußen gefolgt.

Ich wirbelte zu ihm herum. »Neville? Wirklich? Ich hab meinen Nachnamen nie erwähnt.«

Meine Hände ballten sich zu Fäusten. Woher ich die Kraft nahm, diesem Mann die Stirn zu bieten, wusste ich nicht.

Erst jetzt schien er seinen Fehler zu bemerken, denn Freundlichkeit und Sorge verschwanden schlagartig aus seinem Gesicht. Wer war dieser Mann? Warum kannte er den Namen, der auf meiner Marke stand? Gehörte sie mir überhaupt? Oder war auch das eine Lüge?

»Sie müssen mit mir kommen.« Colby setzte sich in Bewegung. »Glauben Sie mir, es ist zu Ihrer eigenen Sicherheit.« Diesmal hatte sein Näherkommen nichts Sanftes an sich. Seine Schritte waren zielgerichtet, sein Blick bedrohlich.

»Auf keinen Fall.« Instinktiv wich ich zurück.

Ich wusste zwar noch immer nicht, wer ich war und was geschehen war, aber wenn mich jemand gegen meinen Willen mitnehmen wollte, konnte das nicht zu meinem Besten sein. So viel gesunden Menschenverstand besaß ich noch, auch wenn alles andere aus meinem Bewusstsein ausgelöscht worden war.

Colby machte einen Satz nach vorne – und ich rannte los, seine zornige Stimme in meinem Rücken, seine hämmernden Schritte dicht hinter mir. Ich rannte, weil es das Einzige war, das ich kannte.

Einen Block weiter hielt ein Bus an der Haltestelle. Das war meine Chance. Ich sprintete darauf zu, wich entgegenkommenden Passanten aus – bis ein unerwarteter Schmerz an meinem Hinterkopf mich zurückriss. Colby hatte mein Haar gepackt.

»Nein!« Ich schlug um sich, wehrte mich, so gut ich konnte. Die blanke Panik aktivierte Kraftreserven in mir, die ich längst verbraucht geglaubt hatte.

Mit dem Ellbogen zielte ich auf seinen Magen, der ein hörbares »Uffz« von sich gab und sich vornüber beugte. Ich nutzte den Moment, um meine Haarsträhnen aus seinem Griff zu befreien. Grob zerrte ich daran, aber er war schneller. Wieder riss er mich zurück und ich stöhnte vor Schmerz auf.

Niemand kam mir zur Hilfe. Die Menschen sahen weg und stiegen in den Bus ein. Autos fuhren vorbei, ohne langsamer zu werden. Niemand schien mich zu beachten. Als wäre ich eine Kriminelle und Colby der brave Cop, der mich fasste. Aber er war keiner der

Guten – und er kämpfte nicht fair. Doch das konnte ich genauso.

Fest trat ich ihm mit der Ferse auf den Fuß. Für ein, zwei Sekunden war er perplex genug, dass ich ausholen und meine Faust in seine Nase rammen konnte. Gleich danach in die Niere. Colby krümmte sich vor Schmerz und ließ mich endlich los.

Ich rannte auf den Bus zu, aber er fuhr bereits los. Hektisch sah ich mich um und sprintete in eine Seitenstraße. Schlitternd kam ich neben einer älteren Dame zum Stehen, die gerade aus einem Taxi stieg. Ich glitt sofort auf den frei gewordenen Rücksitz und zog die Tür hinter mir zu.

»Painted Ladies, Alamo Square«, sagte ich dem Fahrer, ohne auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken.

Warum mir ausgerechnet dieser Ort in San Francisco einfiel, wusste ich nicht und es interessierte mich auch nicht. Mit hämmerndem Herzen machte ich mich so klein wie möglich, jeden Moment damit rechnend, dass Colby auftauchte und mich festnahm. Aber nichts dergleichen geschah. Das Taxi fuhr los und fädelte sich in den nächtlichen Stadtverkehr ein.

Ich war zum zweiten Mal an diesem Tag entkommen, aber an ein Aufatmen war nicht zu denken.

Ich erinnerte mich nicht an meine Vergangenheit. An mein ganzes Leben. Und ich wusste noch immer nicht, wer hinter mir her war – oder warum.

4. Kapitel

Adam

Ich war ein Jäger. Immer gewesen. Als Siebenjähriger hatte ich andere Kinder beim Spielen von Räuber und Gendarm gejagt, als Erwachsener jagte ich die wahren Verbrecher dort draußen.

Blitzschnell schoss ich vor, packte die Glock in Henriksons Hand und schlug seinen rechten Arm mit einer gezielten Bewegung beiseite. Einen Sekundenbruchteil später blickte mein jüngerer Kollege in den Lauf seiner eigenen Pistole.

»Scheiße, Blackbourne. Ich hab dich nicht mal kommen sehen.«

Inzwischen kannte ich Henrikson gut genug, um zu wissen, dass seine Worte nur eine Ablenkung darstellten. Mit gehobenen Händen näherte er sich mir, dann wiederholte er die Bewegungsabfolge und nahm mir die Waffe auf dieselbe Weise ab.

»Gut.« Ich nickte ihm zu. »Noch mal. Diesmal schneller.«

Wir wiederholten die Entwaffnung und gingen dann zu

weiteren Manövern über, bis uns beiden der Schweiß auf der Stirn stand. Am Rande der Trainingshalle ließ ich mich auf eine Bank fallen und griff nach meiner Wasserflasche. Ein kurzer Blick auf die Wanduhr verriet mir, dass es bereits später Nachmittag war. Meine Finger zuckten ungeduldig in der Hoffnung auf eine Zigarette, aber ich unterdrückte den Drang. Ich hatte schon vor Jahren mit dem Rauchen aufgehört und würde jetzt nicht wieder damit anfangen. Egal, wie sehr dieses Warten meine Nerven strapazierte. Kaffee war die einzige Sucht, die ich mir erlaubte.

Auf der anderen Seite der Halle begannen zwei Kollegen mit dem Nahkampftraining. Ich beobachtete die beiden eine Weile, während ich meine Gedanken damit beschäftigte, ihren Kampfstil zu analysieren. Roberts war ein bulliger Mann, der problemlos undercover als Türsteher oder Bodyguard durchging. Sein Vorteil lag in seiner Körperkraft, aber wenn es um Schnelligkeit ging, hatte sein Partner ihm einiges voraus.

»Weißt du schon, wann sie dich wieder in den Außendienst lassen?« Henriksons Stimme riss mich aus meinen Gedanken und erinnerte mich daran, warum ich hier saß und anderen beim Training zusah, statt selbst dort draußen zu sein und an einem neuen Fall zu arbeiten.

»Nein«, erwiderte ich knapp und trank noch einen Schluck, bevor ich die Flasche zurück auf den Boden stellte und aufstand. Zuhause warteten jede Menge Akten auf mich. Akten zu dem einzigen Fall, der mich im Moment interessierte. Denn nur weil mein Boss mich nicht zurück an die Front ließ, hieß das nicht, dass ich die Hände in den Schoß legte und nichts tat.

Henrikson fluchte neben mir. Diese Eigenart mussten wir ihm noch austreiben, sonst würde er es sich früher oder später mit einigen Vorgesetzten verscherzen. Aber Henrikson war gerade mal Anfang zwanzig und galt als einer der talentiertesten Agenten in seinem Alter. Meine Aufgabe war es, ihn im Nahkampf und im Umgang mit Waffen auszubilden – und nicht, an seinen Manieren zu feilen.

»Lass uns weitermachen.« Mit großen Schritten steuerte ich die Trainingsmatten an und winkte Henrikson zu mir.

»Wie lange ist es jetzt her?«

Nach außen hin zeigte ich keine Regung, doch innerlich brodelte die Wut noch immer. Zu deutlich sah ich die Bilder jener Nacht vor mir, sah, wie das Leben aus den Augen meines Partners wich, und hörte den Schuss, der nicht nur meine Karriere, sondern auch mein Leben auf Eis gelegt hatte.

»Etwas über drei Monate.«

Einhundert Tage und neun Stunden, aber wer zählte schon so genau?

Wie ein Echo meiner Gedanken begann es dumpf in meiner Schulter zu pochen. Ich hasste dieses Gefühl, aber ich hatte gelernt, es nicht zu ignorieren, sondern damit zu arbeiten. Langsam rollte ich die Schultern, bis der Schmerz nachließ und ich mich auf den Übungskampf konzentrieren konnte. Nachdem ich so lange schon die Füße still halten und Büroarbeit leisten musste, waren mein morgendliches Workout und das Training mit meinen Kollegen das Einzige, was mich noch bei Verstand hielt.

Das und die Spur, die ich bis heute verfolgt. Eine

Spur, die mir hoffentlich irgendwann begreiflich machen konnte, warum ich vor über drei Monaten mit verbundener Schulter und Armschlaufe vor Patricia Vances Tür gestanden und ihr die Nachricht vom Tod ihres Ehemannes hatte überbringen müssen. In jenem Moment hatte ich mir geschworen, erst wieder dort aufzutauchen, wenn ich den Tod meines Partners aufgeklärt hatte – koste es, was es wolle. Nicht nur, damit ich eines Tages wieder ruhig schlafen konnte, sondern damit die nächste Nachricht, die ich Vances Familie überbrachte, davon handelte, dass ich die Schuldigen gefasst hatte.

Als ich an diesem Mittwochabend nach dem Training vor Ernie's, einem abgelegenen Diner am äußersten Rande San Franciscos, hielt und aus dem Wagen stieg, pochte es wieder in meiner Schulter. Es war schon spät und inzwischen war meine achte Tasse Kaffee fällig.

Mit großen Schritten marschierte ich über den verlassenen Parkplatz und lockerte die Krawatte, die mir die Luft abschnürte. Über mir klingelte die Türglocke, und eine Wolke aus verschiedensten Gerüchen schlug mir entgegen, als ich das Diner betrat: Kaffee, fettiges Essen, Schweiß und Parfum.

Zielstrebig ging ich an der bestuhlten Theke vorbei und ließ mich in der hintersten Ecke in die roten Polster fallen. Den Rücken zur Wand, das gesamte Diner im Blick. Alte Gewohnheiten wurde man nicht los. Nur weil ich bei der Arbeit momentan auf der Ersatzbank saß, bedeutete das nicht, dass es für immer so bleiben würde. Ich hatte kein Problem damit, Henrikson und anderen Leuten in seinem

Alter den Vortritt zu lassen. Aber wenn es darauf ankam, wollte ich wieder an vorderster Front sein und das tun, weshalb ich beim FBI angefangen hatte: kriminellen Organisationen das Handwerk legen und unschuldige Leben beschützen.

Ich schnappte mir die Karte und studierte das Angebot, ohne etwas wahrzunehmen. Seit drei Jahren kam ich in dieses Diner und an der Auswahl hatte sich bis heute nichts verändert. Irgendwie war es beruhigend, dass wenigstens manche Dinge im Leben immer gleich blieben.

Ein Schatten fiel über mich. »Was darf's sein?«

»Ein Kaffee, schwarz«, bestellte ich und lehnte mich zurück.

Die Kellnerin wirkte blass in ihrer gelben Uniform, aber vielleicht lag das auch nur am fahlen Licht hier drinnen. Auf dem Schild an ihrer Brust stand ihr Name – Cindy. Sie musste neu sein, denn ich hatte sie nie zuvor gesehen. Als sie meinen Blick bemerkte, schenkte sie mir ein kurzes Lächeln, das überraschend ehrlich wirkte. Ich erwiderte es und ertappte mich dabei, wie mein Blick zu ihrem Hintern wanderte, als sie sich abwandte, um mir meine Bestellung zu bringen.

Im gleichen Moment verfluchte ich mich innerlich. Hatte ich denn nichts gelernt? Auch wenn ich dringend etwas Ablenkung gebrauchen könnte, würde ich so schnell keiner Frau mehr trauen. Nicht nachdem, was das letzte Mal passiert war.

Nachdenklich ließ ich den Blick durch das Diner wandern. Um diese Uhrzeit waren nur wenige Menschen hier. An der Theke saß ein alter Kerl mit krummem Rücken

und blätterte in einer Zeitung. Am zweiten Tisch neben dem Eingang unterhielten sich zwei Frauen, Mitte bis Ende dreißig, in gedämpfter Lautstärke. Ein Tisch weiter hockte ein in sich zusammengesunkenes Mädchen im verwaschenen Kapuzenpulli, die schwarze Baseballkappe mit dem Logo der Giants tief ins Gesicht gezogen, als wollte sie nicht, dass jemand sie bemerkte. Vielleicht kam sie von der Straße und wollte sich hier aufwärmen oder war eine der vielen Ausreißerinnen, die sich ein neues Leben in einer anderen Stadt erhofften.

Niemand wirkte auffällig, also begann ich, mich langsam zu entspannen. Seufzend rieb ich mir über den Nacken. Vielleicht hatte mein Vorgesetzter recht und ich hätte nicht schon kurz nach meinem Krankenhausaufenthalt zurückkommen sollen. Wenn es nach Wallace ging, sollte ich mir ein paar Wochen freinehmen, am besten an irgendeinem einsamen Strand in der Karibik, und dann gesund, aber vor allem ohne Rachegeanken wiederkehren. Mein überarbeiteter Körper könnte den Urlaub gut gebrauchen, aber ich gönnte mir keine Pause. Ich würde durchdrehen, wenn ich meine Gedanken und Erinnerungen nicht in Arbeit erstickten konnte. In Arbeit und viel zu viel Kaffee.

Cindy kehrte an meinen Tisch zurück und stellte mir eine Tasse mit der dampfenden Flüssigkeit hin. Als sie mich nach weiteren Wünschen fragte, lehnte ich dankend ab und nippte an dem dunklen Gebräu.

In diesem Moment ging die Tür auf und eine zweite Kellnerin kam herein. Als Erstes nahm ich ihre Beine wahr. Verboten lange Beine, für die der gelbe Rock ihrer Uniform eindeutig zu kurz war. Dann registrierte ich die

Kratzer an ihren Armen und runzelte die Stirn. Entweder hatte sie eine sehr lebhaft Katze zu Hause oder sie steckte in Schwierigkeiten. Vielleicht auch beides.

Ich trank einen weiteren Schluck, ohne den Blick von dem Neankömmling mit den verlockenden Kurven abzuwenden.

Ihre Bewegungen wirkten geschmeidig, wenn auch fahrig. Beinahe gehetzt. Sie ging zum Tresen und fragte nach Ernie. Die Antwort konnte ich nicht verstehen, dafür sah ich genau, wie die Brünette sich nachdenklich mit dem kleinen Finger über die Unterlippe strich. Die Geste hatte etwas so Vertrautes, dass sich unweigerlich alles in mir zusammenzog. Als ob sie meinen Blick gespürt hätte, drehte sie den Kopf in meine Richtung.

Plötzlich brannte der Kaffee in meinem Rachen und ein Hustenanfall schüttelte mich. Heiße Tropfen landeten auf meiner Hand und dem Tisch, als ich die Tasse so kräftig abstellte, dass etwas von dem Getränk überschwappte, aber ich registrierte es kaum. Mit rasendem Herzschlag beobachtete ich, wie sich die Kellnerin abwandte und hinter einer grauen Tür verschwand, während ihre Kollegin mit einem Tuch herbeigeeilt kam.

Ich ignorierte sie und sprang auf. Mit dem Handrücken wischte ich mir über den Mund und kämpfte gegen den letzten Hustenreiz an, den Blick unverwandt auf die schwingende Tür gerichtet, die in die Küche führte.

Sie hat mich nicht erkannt. Die Feststellung traf mich härter als gedacht. Wieder und wieder spulten meine Gedanken denselben Satz wie eine gesprungene Schallplatte ab.

Sie hat mich nicht erkannt.

Sie. Hat. Mich. Nicht. Erkannt.

Wie konnte das sein? Erinnerste sie sich tatsächlich nicht mehr an mich? *Wollte* sie sich vielleicht gar nicht erinnern? Oder war das hier nur eines ihrer Spielchen? Eine weitere Lüge? Eine neue Tarnung? Doch selbst mit dunklen Haaren und in diesem schäbigen Kellnerinnen-Outfit erkannte ich sie, so wie ich sie immer und überall wiedererkannt hätte.

Valerie.

Söldnerin. Lügnerin. Mörderin.

Und meine Ex-Freundin.

5. Kapitel

Jennifer – oder Jessica?

Mindestens drei geprellte Rippen. Eher vier. Ein faustgroßer Bluterguss.

Kratzer auf den Armen und an den Händen. Blutverkrustete Knöchel.

Eine aufgeplatzte Unterlippe.

Kleine Narbe am rechten Knie. Vielleicht ein paar Monate alt.

Schnittwunde an der Augenbraue. Links.

Wieder und wieder zählte ich in Gedanken die Verletzungen auf, die ich an meinem Körper entdeckt hatte.

Vor achtundvierzig Stunden hatte mein Leben neu begonnen – oder meine persönliche Hölle. Vermutlich kam das auf die Sichtweise an. Doch ganz gleich, ob ich mich als Optimistin versuchte und mir einredete, dass mein Gedächtnis bestimmt zurückkommen würde, oder als Pessimistin, die insgeheim wusste, dass diese Männer noch immer hinter mir her waren und mich früher oder später finden würden – an den Tatsachen änderte das nichts: Mir

fehlten weiterhin jegliche Erinnerungen an mein früheres Leben. Verdammt, ich wusste ja nicht mal mehr meinen eigenen Namen.

Meinen *echten* Namen.

Vier geprellte Rippen. Faustgroßer Bluterguss. Narbe am Knie ...

Immer wieder murmelte ich die Worte vor mich hin und rief sie mir selbst dann noch in Erinnerung, wenn meine Augen vor Erschöpfung zufielen. Als ich kurze Zeit später aus einem alpträumhaften Schlaf hochschreckte, war dieses Mantra das Erste, woran ich dachte. Ein Anker in einer Welt voller Dunkelheit, voller Fragen, voller Leere. Einer Welt ohne Erinnerung. Ohne Vergangenheit. Wenn man nichts mehr über sich selbst und sein Leben wusste, waren es die kleinen Dinge, an die man sich klammerte.

Ich hatte gelogen und gestohlen, um an saubere Kleidung, etwas zu essen und ein Dach über dem Kopf zu kommen. All das hatte ich mit derselben Selbstverständlichkeit und Ruhe getan, mit der ich Travis auf der Fahrt nach San Francisco belogen hatte. Travis, der jetzt tot war. Als ob es meine zweite Natur wäre, anderen Menschen etwas vorzumachen.

Bei jeder Bewegung scheuerte das Dog Tag über meine Haut, als würde diese mich eine Lügnerin strafen. Eine Betrügerin. Obwohl sich das Stück Metall falsch auf meinem Körper anfühlte, hatte ich es nicht abgenommen, da es der einzige Hinweis auf meine Vergangenheit war. Eine

Marke, wie Soldaten und Soldatinnen sie trugen. Eine Marke, die nicht zu mir gehörte.

Ich war keine Soldatin. Ich hieß nicht Jessica Neville. Selbst als ich in einem Internetcafé nach dem Namen recherchiert hatte, war mir nichts bekannt vorgekommen. Die Fotos zeigten Fremde und die Ergebnisse führten zu allen möglichen Menschen, nur nicht zu mir. Allein beim Klang des Namens schrie mein Instinkt auf und alles in mir wehrte sich dagegen. Aber wenn ich nicht Jessica Neville, die Soldatin auf der Flucht, war, wer war ich dann?

Kratzer an den Armen. Aufgerissene Fingerknöchel. Schnittwunde an der Augenbraue. Links ...

Diese Dinge waren das Einzige, was ich mit absoluter Sicherheit wusste, und ich hielt mich daran fest, als ob mir diese simplen Tatsachen das Gedächtnis zurückbringen konnten.

Aber das taten sie nicht. Nicht einen Tag nach der Flucht. Und auch nicht am zweiten.

Zehn Minuten zu früh für den Schichtwechsel betrat ich Ernie's Diner. Ich hatte es keine Sekunde länger in dem winzigen Appartement ausgehalten, das mein einziger Zufluchtsort geworden war. Aber sobald die Nacht sich auf die Stadt herabsenkte, kehrte die Erschöpfung zurück und mit ihr der Sekundenschlaf – und die Alpträume. Ich wollte die Augen nicht schließen, denn das bedeutete keine Erholung für mich, kein Aufatmen, keine Pause. Ich konnte mich vor den Männern verstecken, die mich jagten, aber nicht vor mir selbst.